

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

Volkstämme, die noch einander das Eisag in Besitz hatten, Pelasger, Semiten, Arier und Celten Spuren zurückgelassen, indem sie ihren Göttern einfache, aber unzerstörbare Denkmäler errichteten; das sind ungeheure Felsblöcke, die in mächtigen Gruppen zusammenliegen, bald in der Form von Tischen, theils von monolithischen Obelisken, oder von concentrischen Kreisen, religiöse Rundgebungen unserer Väter, Leichenstätten verschwundener Zeiten. Die ältesten dieser Monumente waren Zeugen der Steinzeit gewesen, einer Zeit, die sich in der Nacht der Jahrhunderte verliert, wo der Mensch, der noch kaum die Sprache zu gebrauchen wußte, seine Wohnungen kannte, sondern, wie die wilden Thiere, in Höhlen wohnte, die ihm die Natur selber schuf, und als einzige Waffe zum Schutze seiner Gefährtin einen grob geschliffenen Stein an der Spitze eines Stabes trug.

Wenn aber unsere unsklavierten Vorfahren keinen stark entwickelten künstlerischen Geschmack hatten, und wenn ihnen die Instrumente fehlten, um diesen zur Geltung zu bringen, so muß man doch anerkennen, daß sie Großes, Festes und Dauerhaftes zu bauen wußten. Wenn sie ihrer Gottheit einen Altar oder einem verstorbenen Häuptling ein Denkmal errichten wollten, nahmen sie ihre Zuflucht zu dem ganzen Stamme, machten sich über ein Bergviertel her, vereinigten ihre Kräfte zur höchsten Anstrengung und richteten den Fels gen Himmel, wo er nun stand bis in alle Ewigkeit.

Schließlich gelangen wir zu einer freundlichen Lichtung, die den bezeichneten Namen „Kolochfattel“ trägt. Ist es in Erinnerung an den assyrischen Gott? Von da geht's durch einen alten Forstweg auf den Wehertkopf-Hügel und bald an den Fuß des Schlosses Falkenstein, das da wie aufgespißt ist, auf einem 370 m hohen Felsgipfel. Ein breiter, etwas steiler Weg führt zum Eingang der Ruine.

Die Falkensteiner Höhe liegt nahe am Falkensteinbacher Thal, über dessen Hintergrund sich, die Büscherstraße entlang, die Dörfchen Philippsburg und Lieschbach verbreiten. Am westlichen Abhang des Berges glänzt in der Sonne ein breiter Spiegel; es ist der Lieschbacher See.

Weiter liegt der Eingang des Thalleffels, der nach Bärenthal führt, ein den Zigeunern liebgewordenes Land, denn sie kampiren beständig hier.

Nun sitzen wir auf der Ruine von Falkenstein, geschützt durch ein eisernes Geländer, das die dem Schwindel ausgehenden Personen nicht unnützlich finden. Auf den Ruinen liegt unsere kostbare Handschrift; wir bewundern, ehe wir uns in unsere Lesüre vertiefen, das zu unseren Füßen sich ausbreitende und entwickelnde prächtige Panorama. Man hat von hier aus einen großartigen Ausblick auf die unzähligen Ruppeln der Pfälzer und Elsäßer Vogesen. Die Berge stufen sich ab, wie die Wellen auf hoher See, und auf der lothringischen Seite, entfaltet sich, wie ein reicher grüner Teppich über die sich verlierenden Krümmungen der Hügel, der schöne Waldecker Forst, der am Fuße des Berges anhebt, um in bläulichen Fernen zu verschwinden. In Zwischenräumen bringen Burgen Abwechslung in den Gesichtskreis.

So sieht man nordwärts, auf einem hohen Felsgestell, den Finghart mit seinen bizarren Trabanten, den Judenhäut; im Westen senkt der Thurm von Waldeck die Aufmerksamkeit auf sich, im Süden unterscheidet man die schwere Masse der Beste Lichtenberg.

Die Ruinen des Falkenstein sind nicht nur wegen ihrer Monumente interessant, als da wären: Thüren und die Hauptflügel auf den Hof hinaus, sondern vielmehr wegen der hervorragenden Arbeit, welche die Baumeister im Felsen selber geleistet haben. Dieser ist nach allen Seiten hin ausgehöhlt zu steinernem Odbach mit Zugängen, Treppen und sogar Zimmern, die als Wohnungen dienen können, zu Ställen, Keller und Speiseräumen. Das ist seltsam, phantastisch! Nach der Ueberlieferung datiren alle diese Aushöhlungen aus dem grauen Alterthum; da sollen ihr zu Folge die ersten Bewohner der Gegend gehaust und die wilden Thiere gejagt haben, deren Lebens- und Wohnungsart sie nachahmten, indem sie sich Höhlen gruben.

In diesen Höhlenbauten lebten die Auerochs-Jäger zu einer Zeit, da der Waldgau einen einzigen Urwald bildete von Eichen und Birken.

Im Grunde dieser unurchdringlichen Wälder herrschte damals ein Thier, das sich mit dem Bären gewöhnlich in das Reich theilte. Der Auerochs oder Urns war ein wilder Ochs von riesiger Gestalt, der manchmal über 2 m maß. Dieser furchtbare Wiederläufer besaß eine außerordentliche Wildheit: die kleinen Augen, die unter einer mächtigen, breitgewölbten, mit starken Hörnern bewaffneten Stirn hervorstachen, das lange, strenge Barthaar, das ein weites Maul umrahmte, das grobe Fell aus langem Braunhaar, das den Körper bedeckte — alles trug dazu bei, dem Ungeheuer einen erzwungen, widerborstigen Ansehen zu geben.

Wenn der Auerochs gegen den Wind schüffelte, den Boden stampfte und mit blühenden Nüstern und geifernder Schnauze sich anschickte auf den Feind zu springen, bedurfte der Jäger, nur mit Speiß oder Pfeil bewaffnet, einer ungewöhnlichen Dosis Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, um festen Fußes den Anprall dieser brutalen Bestie auszuhalten.

Diesem Geschlecht von Jägern, die eben so unzählbar waren, wie das Wild, folgten als Herren des Schlosses Adelige nach, die das Mittelalter hindurch mehr und mehr Krieg führten bis zu der neuen Zeit, an jenem Unglückstage des Jahres 1564, als das Feuer des Himmels auf die herrliche Ritterburg herniederfiel und, was weder die Kriege noch die Verwüstungen durch Menschenhand fertig brachten, das Schloß zur Ruine machte. Eine sehr interessante, anziehende Ruine, deren einziger Besitzer heute der Kaiser von Falkenstein ist.

Der Felsen, auf dem das Schloß so fest gebaut ist, enthält auf der Seite eine Nische, den die Umwohner, wie mein gelehrter Kunstsinnler von Niederbronn, „Kaiserkammerlein“ oder „Kaiserküche“ nennen.

Zum engen Fenster heraus klingen des Nachts dumpfe Geräusche, als wenn der Hammer des Kaisers auf die Keifen eines großen Fasses niedersaue. Durch einen abgrundtiefen Spalt ist die Nische mit den alten Kellereien verbunden, die sich unter dem Schloß verbreiten, und durch diesen Spalt tönen die Hammerschläge im ganzen Thale

wider. In diesen Streichen gefällt sich ein alter Weingerach, der aus den Tiefen düstert und sich namentlich zur Zeit der Rebenblüthe bemerkbar macht.

Die Kellereien der alten Burg sind nämlich von einem Geist bewohnt, Kaiser seines Zeichens, der sein nachweltliches Leben just nicht mit Faulenzen zubringt, wenn anders er so viel arbeitet als er Lärm macht. Dieser Kaiser ist das Barometer der Redleute der Umgegend, denn man hat die Wahnehmung gemacht, daß je häufiger seine Nachtwachen und je zahlreicher und heftiger die Hammerschläge sind, desto reichlicher und besser wird der künftige Herbst.

Es hieße nicht ganz bei der Wahrheit bleiben, wenn man sagte, Niemand habe je den übermächtigen Kaiser bei der Arbeit gesehen; denn im vorletzten Jahrhundert ist ein wackerer Trunkenbold ganz gemächlich in die Geheimnisse des Gespensterkellers eingedrungen, was ihm aber, so erzählt man, das Leben kostete.

Folgendes erzählt darüber die vergilbte, verschimmelte Handschrift, die ich hier, ohne das Geringste zu ändern zitiere, aus Angst ich möchte den alterthümlichen Papyrus zerstören:

Um's Jahr 1700 lebte im Falkensteinthal ein biederer Schneider, der den Traubensaft leidenschaftlich liebte und seinem brennenden Durst auf die Dauer nicht nur seine Habe und seine Frau, sondern bis zum letzten Hemd opferte. Er hätte sogar seine eigene Haut vertrunken, wenn sie nur was gegolten hätte. Kurz und gut, es war ein verstockter Sünder, der beim Trinken die einzige Sorge hatte: wie viel er wohl am folgenden Tag trinken werde! Im Uebrigen war's ein guter Kerl, voller Wit und Kniffe, wenn es galt, seine große Leidenschaft zu befriedigen. Sein Magen hätte es mit dem eines Straußenvogels aufnehmen können; allzeit war er guter Laune und lobte er die groben Spässe, ein Beweis dafür, daß der Charakter nicht mehr und nicht weniger ist, als eine Sache der Verdauung! Aber wenn auch das Hauptorgan eines jeden guten Trinkers nicht versagt, so verbraucht es doch die Geldmittel. Darnach sah unser Kumpan bald auf dem Trockenen und mußte sich mit den paar Gläsern begnügen,

die ih  
Freun  
für ein  
Gleich  
militä  
Abend  
Bannf  
der Te  
zahlte.  
sein H  
war, h  
der bru  
der Tr  
atte!  
sich der  
Stück  
alles  
Annee  
arm an  
Entsch  
ihm den  
sich stie  
Bekann  
Falken  
lichen  
er sich  
Weinsh  
geben,  
stierten  
geliefert  
Gedo  
diesen  
Zählge  
guter  
rückzue  
so mögl  
daß es  
ein pa  
eines  
Nepomu  
den We  
dessen  
hinaffen  
Man  
steig oh  
her Wor  
lichen  
bruder,  
Fall. En  
nachdem

die ihm dann und wann ein großmüthiger Freund bezahlte. Das war verzweifelt wenig für einen Kerl, den stets die Kehle brannte. Gleich dem Geldsack nimmt die Zahl der großmüthigen Freunde ziemlich rasch ab. Eines Abends saß er in einem Wirthshaus von Bannstein; er hatte keinen Groschen mehr in der Tasche, und nirgends einen Freund, der zahlte. Da warf ihn der Schenkwirth, der kein Herz hatte, aber ein guter Kopfrechner war, hinaus, geradeswegs hinaus, ohne daß der brutale Mensch berücksichtigt hätte, was der Trunkenbold früher schon alles verzehrt hatte! Draußen an der frischen Luft betastete sich der wundgefallene Schneider, ob ihm kein Stück vom Körper fehle; er fand aber noch alles an seinem Ort, nur waren Kopf und Kniee aufgeschürft. So erhob er sich denn, arm an Geld wie zuvor, aber um einen großen Entschluß reicher. Weil der barbarische Wirth ihm den Trunk verwehrte und alle ihn von sich stießen, blieb ihm nichts übrig, als die Bekanntschaft des berühmten Klüfers vom Falkenstein zu machen. Bei dem unererschöpflichen Vorrath, den jener wohl besaß, mußte er sich geradezu glücklich schätzen, seine besten Weinchen einem Feinschmecker zu kosten zu geben, dem Nepomuk Trinklehr, einem patentierten Schneidermeister, der sein Meisterstück geliefert hatte.

Gedacht, gethan. Indem unser Säufer diesen Gedanken hin und her wälzte mit der Fähigkeit eines Gelehrten, fand er eine Menge guter Gründe, um nicht vor einem Geist zurückzuschrecken, der sich mit einer den Menschen so nützlichen Sache beschäftigte. Ueberzeugt, daß es diesen guten Kerl nur freuen konnte, ein paar fidele Augenblicke in Gesellschaft eines veritablen Trinkers zu verbringen, schlug Nepomuk, so schnell es seine Ladung zuließ, den Weg nach der Ruine Falkenstein ein, dessen steile Windung er, im Dunkel vor sich hintastend, erklimmte.

Man kann freilich nicht sagen, daß der Aufsteig ohne Hindernisse vor sich ging. Oft wenn der Mond sich zeitweise zeigte, um die nächtlichen Wanderer, und insbesondere unsern Säuferbruder, anzulächeln, beleuchtete er just seinen Fall. Endlich, nach mächtigen Anstrengungen, nachdem er wiederholt gestolpert und über den

Wegzurückgefallert war, den er mühsamer stiegen hatte, nachdem er ferner an den Steinen und Dornhecken ein gut Theil seiner Kleidung und einige Fetzen seiner Haut zurückgelassen, konnte Nepomuk ein Triumph- und Wehgeschrei zugleich ausstoßen, indem er vor sich etwas fühlte, das eine Mauer sein mußte, gegen welche seine Nase soeben mit allen Kräften angerannt war.

Kaum hatte der Besucher einige Schritte längs der zerfallenen Hofmauer gemacht, als er deutlich den Klang der auf die Fässer niederfallenden Hammerschläge vernahm. Es schien aus dem Innern der Erde zu kommen.

Lange suchte er irgend eine Oeffnung, um in die Erde hinabzusteigen; endlich bemerkte er einen unbestimmten Schein, der durch die Spalten eines wurmstichigen eichenen Kellerladens flog.

Der wackere Nepomuk hob das Brett in die Höhe, das von den Trümmern halb verdeckt war, und ließ sich hinuntergleiten in einer Art enger Röhre, die von Stein- und Kalkabfällen verengt war, bis er zu einer beinahe ganz zugefallenen gewundenen Treppe kam. Hier im Dunkeln stolperte und purzelte er wieder fort und fort. Schließlich gelangte unser Säuferbruder, geleitet durch die Hammerschläge und den Lichtschimmer zu jener letzten Stufe, die noch mehr schwankte, als die andern; hier stürzte er jäh hinab. Verwirrt durch den Fall, richtete er sich stuchend wieder auf. Da, wer beschreibt sein Erstaunen, sah er sich unter dem Gewölbe eines mächtigen, tiefen Kellers; und beim Schein der an den robusten Pfeilern angebrachten Fackeln konnte er mehrere Reihen von Fässern bewundern, die unter den gothischen Bögen bis in unabsehbare Weite da lagen.

Was aber den wackern Nepomuk am meisten verblüffte, war, in der Mitte des Kellers, ein großer schrecklich hagerer Mann, mit einer von einer langen Eulensfeder geschmückten Mütze auf dem Kopf, in einer Kleidung, wie man sie in frühern Jahrhunderten trug, welche durch ein Schurzfell geschützt war. Dieses Wesen war so dürr, daß ihm die Kleider spiralförmig um die Glieder hingen. Er drehte Nepomuk den Rücken. Dieser sah unter der Mütze eine Art Elfenbeinkugel, von zwei Ohren flankirt.

Die seltsame Persönlichkeit warf an der Mauer einen noch seltsameren Schatten, der demjenigen des Geistes der Unterwelt täuschend ähnlich sah. Still und unheimlich stumm schlug und hieb er auf die Reifen der Fässer aller Art, und die Streiche fielen hernieder ohne Unterlaß.

Von Zeit zu Zeit hielt er jedoch inne, und auf ein Zeichen stürzten aus allen Ecken eine Menge drolliger Männchen herbei, mit langen Ohren, kleinem Körper, einem Ringelschwanz, mit Flügeln, wie die Fledermäuse, und Schweinsfüßen, hastig springend und purzelnd und sich in einem Satze über die Fässer hebend. Sie brachten dem Meister Hammer, Meißel oder auch eine mächtige Kanne, aus welcher der Dürre in langen Zügen einen geheimnißvollen Stoff trank.

Bis dahin hatte sich der Küfer noch nicht bemüht gefühlt, sich umzudrehen, und Nepomul, den jetzt viel mehr die Angst als der Durst würgte, stand da mit gestäubtem Haar, eher auf dem Sprunge davon zu laufen, als weiterzugehen. Endlich drehte der gespenstische Arbeiter den Kopf und ließ ein Totengesicht sehen, mit Wangen wie Pergament, und ausgehöhlten Augen, aus denen aber zwei glühende Kohlen sprühten; ein langer grünlichweißer Bart fiel ihm auf die Brust herab, und wenn er den Mund verzog, machte der zahnlöse Kiefer eine häßliche, teuflische Bewegung.

„Was willst Du hier, frecher Lump?“ fragte das Gespenst mit einer hohlen Stimme.

Ein tödlicher Schrecken bannte Nepomul derart auf den Platz, wo er stand, daß er sich ebensowenig rührte, als einer der großen Pfeiler.

„Willst Du trinken? Hast Du Durst? Nun, bei allen Nothnasen, Du sollst trinken, wie Du in Deinem ganzen Säuserleben nie getrunken hast, so wahr ich der Küfer von Falkenstein bin! Aber hier gilt es arbeiten, wenn man trinken will, und Du wirst arbeiten, bei allen T . . . !“

Derweil er dies sagte, gab er ein Zeichen, und alle Teufelchen, die, lachend und Gesichter schneidend, auf den Fässern sitzen geblieben waren, eilten mit Werkzeugen herbei.

„Da, nimm diesen Schlägel und diesen

Stangenmeißel, klopfe, schlage zu, hämmere, zeige, daß Du ein guter Arbeiter bist! Je mehr Du hämmerst, desto mehr bekommst Du zu trinken! Schlage zu, mein Junge, schlage immer drauf los!“

Und der furchtbare Genosse pflanzte sich, mit seinen knochigen Fäusten auf den vorspringenden Hüften, vor dem armen Nepomul auf, während ein teuflisches Lachen über sein Gesicht hin zuckte. Nepomul vermochte nichts zu erwidern, er hielt das Geschir in den zitternden Händen und schlug und hieb und hämmerte drauf los, fort und fort, ohne Unterlaß. Sein Arm wurde müde, sein Körper bedeckte sich mit Schweiß; er mußte jeden Augenblick zusammensinken. Aber trotz dieser ungeheuern Erschlaffung schlug er immer zu, obwohl er fast zusammenbrach vor Erschöpfung. Nach und nach verlor er das Bewußtsein: vor sich sah er wohl noch einen Arm, der zuschlug, aber er wußte nicht mehr genau, ob's der seinige war.

Wie ein Alp legte sich's ihm auf die Brust!

An seiner Seite hohnlachte der Alte stärker und stärker. Und hinter den Fässern, wo sie in komischer Angst zusammenlauerten, streckten die Teufelchen ihre spöttischen Gesichter hervor und richteten ihr Gelächter ein nach dem des Meisters.

„Nun ist's genug mit der Arbeit!“ sagte jener, plötzlich ernst werdend. „Nun zum Trunk!“

Und die Heizelmännchen liefen sofort mit Fäßchen und Kannen herbei, die sie mit einer geradezu komischen Vorsicht trugen.

„Trink, mein Junge, trink, so viel Du magst, denn, bei Beelzebub, Du sollst dann keinen Durst mehr haben!“ fuhr der Alte fort. „Denn es ist von meinem besten Wein, von dem, den ich von den Trauben ernte, die um die Gräber der Verworfenen wachsen.“

Under entnahm den krummsingerigen Händen zweier Teufelchen eine Kanne von wohl 10 Maas, die er dem armen Nepomul hinhielt. Der wurde gezwungen, die übelriechende schwarze Flüssigkeit zu trinken. „Trink, trink immer zu!“

Und eine Kanne folgte der andern, und Nepomul trank, wie er gearbeitet hatte, wider Willen, obwohl sein ganzes Wesen sich da-

gegen sträubte. Eine unwiderstehliche Kraft ließ ihn den Arm erheben und eine Kanne nach der andern ergreifen. Der Wein kam ihm zum Hals herauf, sein Magen bäumte sich, und dennoch trank er. Sein Bauch blähte sich wie ein Schlauch, und er trank. Sein Auge verdunkelte sich, aber er trank immer noch...

Der Alte lachte mehr und mehr, und die Heinzelmännchen hielten sich die Hände und tanzten in rasendem Tempo um den Unglücklichen herum. Die Augen aller dieser Höllengeister funksten wie die von Ragen, und der Reigen wurde immer schwindelerregender. In ihrer Mitte stand das arme Opfer, dem der Kopf in Stücke zu gehen drohte unter den Hammerschlägen, die er im Gehirn fühlte. Dann verdunkelten sich die Lichter mehr und mehr, die Hammerschläge klangen dumpfer und dumpfer, und die Sinne stumpften sich ab: es war die Nacht, die große Leere...

Am andern Morgen fand man auf dem Wege zum Falkenstein den unglücklichen Nepomuk ohne Bewußtsein, die Nase im Staub. Mit vieler Mühe gelang es, ihn zu sich zu bringen, er vermochte kaum noch zu erzählen, was mit ihm geschehen war. Er war von der Trunksucht radikal geheilt, denn am andern Tag hauchte er seinen Geist aus, in heiliger Sammlung, nachdem er Gottes Barmherzigkeit angefleht hatte für Frau und Kinder.

Der Wein der Verstorbenen hatte ihn getödtet, aber gerettet zum ewigen Leben.

Henri Ganier u. Julius Fröhlich.

### Sambémol und Marjonet.

(Mit einer Abbildung).

„Also abgemacht! Achthundert Franken für Erdgeschloß und Zubehör, aber unter der Bedingung, daß Sie keinen Hund mitbringen!“

„Abgemacht.“

„In diesem Falle können Sie morgen einziehen.“

Die Unterhaltung, von der wir hier die letzten Worte wiedergeben, fand statt einige Tage vor dem Termin des letzten Julimonat, zwischen dem Eigenthümer Pascal Marjonet und seinem künftigen Miether, Henri Sambémol, einem jungen Musiker, der, durch den

„römischen Preis“ ausgezeichnet, einer schönen Zukunft entgegenschah, aber von äußerst excentrischem Wesen war.

Nachdem Henri mit dem Portier wegen des Miethgelds übereingekommen und der Miethskontrakt auf drei Monate unterzeichnet war, verständigte er sich mit einem Wandelgeschäftsinhaber, und am folgenden Dienstag zog er in die neue Wohnung ein.

Der Umzug eines unverheirateten Künstlers ist ebenso leicht als schnell gemacht. Ein Bett, ein Klavier, zwei Sessel und sechs Stühle, dann einige Tafeln und ein Häuflein Nippfachen, ein Kartenspiel — und das ist alles!

Am andern Morgen hatte Henri einen Ausgang in der Nachbarschaft zu besorgen; er verließ das Haus mit einem winzigen havanesischen Hündlein, das auf den Namen „Nerva“ hörte.

Der Portier sprang in die Höhe, als er das liebliche Thierchen bemerkte.

„Gehört das Thier Ihnen?“ fragte er Henri in brüskem Tone.

„Es gehört mir, Herr Feuillet.“

„Sie wissen aber doch, was hier im Hause Regel ist?“

„Ich habe ein so trübes Gedächtniß, daß ich Sie bitten möchte, mich daran zu erinnern!“

„Es darf kein Hund in's Haus, oder die Miethe ist null und nichtig!“

„Das ist kein Hund!“

„Sagen Sie doch gleich, es sei ein Papagei!“

„Guten Morgen, Herr Feuillet!“

Mit diesen Worten drehte Sambémol dem Portier den Rücken und trat auf die Straße hinaus.

„Was, Du willst mich zum Narren halten, Du Rotenschmierer, Du!“ schrie wüthend der Portier. „Na, warte nur, wir sind noch lange nicht zu Ende!“

Tags darauf klopfte früh morgens Pascal Marjonet bei Sambémol an.

„Ich bin im höchsten Grade unzufrieden, mein Herr,“ sagte er mit zürnender Miene, ohne nur zu grüßen. „Als ich Ihnen vor einigen Tagen diese Wohnung vermietete, geschah es unter der einen Bedingung, daß Sie keinen Hund mitbringen würden. Und ich muß hören, daß Sie diese Bedingung mißachtet haben?“

„Ich habe keinen Hund.“

„Sie haben keinen Hund? Und Sie wagen das zu behaupten, nachdem Feuillet es mir versichert hat?“

„Feuillet irrt sich!“

„Das ist zu stark. Sie werden das vor dem Polizeikommissar wiederholen!“

„Sehr gern!“

Eine Stunde später erhielt Henri seitens des ehrenwerthen Beamten einige Zeilen mit der Bitte, ihn um zwei Uhr wegen einer ihn betreffenden Angelegenheit zu besuchen.

Der ärgerliche Besitzer war ihm zuvorgekommen.

„Sie sind Miether bei Herrn Pascal Marjonet?“ fragte der Kommissar Herrn Sanbémol.

„Seit zwei Tagen.“

„In dem von Ihnen unterzeichneten Kontrakt lese ich diese Klausel: „Der Miether darf keinen Hund in der Wohnung halten.“ Sie haben diese Klausel mit vollem Bewußtsein unterzeichnet?“

„Ich habe Sie unterzeichnet?“

„Nun, warum bringen Sie denn einen Hund mit ins Haus?“

„Herr Kommissar, ich besitze keinen Hund?“

„Falsch!“ erklärte Marjonet.

„Aber ich habe eine Hündin, und der Kontrakt sagt nichts von Hündinnen.“

Der Besitzer erhob die Hände gen Himmel. Der Kommissar kratzte sich hinter den Ohren und sah zu Pascal Marjonet hinüber.

„Das ist ein Spiel mit Worten!“ erwiderte der letztere, „ich appellire an den gesunden Menschenverstand des Herrn Sanbémol.“

„Habe ich, ja oder nein, unsern Bedingungen gemäß, das Recht, eine Hündin in der Wohnung zu haben? Sagen Sie mir das genau, Herr Kommissar!“ richtete sich Herr Sanbémol an diesen.

„Da der Vertrag über diesen Punkt Stillschweigen beobachtet, sehe ich mich gezwungen, Ihnen Recht zu geben.“

„Weinetwegen!“ begann Marjonet von Neuem. „Nur mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Ihr Thier binnen 48 Stunden verschwindet, ich garantire Ihnen dafür!“

Am selben Abend brachte Henri Sanbémol Nerva zu einem seiner Freunde, der das Thier etwa 14 Tage behalten sollte.

Die Woche ging zu Ende ohne Zwischenfall. Jedesmal, wenn Henri vor der Portiersloge vorbeiging, lachte der Portier, wie ein Kirchenschweizer am höchsten Feiertag.

Am Sonntag Morgen hielt ein Bauer, der auf einem Esel saß, in der Dünkircher Straße und wandte sich an den Portier.

„Bin ich recht? Wohnt hier Herr Sanbémol?“

„Im Hinterhaus, Erdgeschoß!“

Der Bauer ritt mit seinem Thier durch das Thor und machte Halt vor der Thür des jungen Künstlers.

„Mein Kompliment!“ rief Henri beim Anblick Meister Mignard's, „Du bist pünktlich wie ein Chronometer!“

„Aber natürlich! In Eurem Briefe hieß es, wir sollten uns um 10 Uhr hier einfinden, ich und der Esel — und da sind wir schon! Der Kuckuck weiß, was Ihr mit uns beiden vorhabt!“

„Das sage ich Dir beim Essen!“

„Wo soll ich Jacquot anbinden?“

„In jenem Gang dort, der zu meiner Wohnung gehört.“

Ein Kellner des benachbarten Restaurants brachte das Essen, und man setzte sich zu Tisch.

Nachdem man von Regen und Sonnenschein wie von den Ernten des Jahres geredet, ging Henri auf einen andern Stoff über.

„Ich brauche Jacquot auf 8 Tage,“ sagte er dem listigen Bäcker. „Zu wie viel willst Du mir ihn vermieten?“

„Ihr braucht meinen Esel?“ fragte erstaunt Meister Mignard.

„Ja.“

„Wollt Ihr ihn zum Reiten brauchen?“

„Nein.“

„Oder ihn aufspannen, um Euern Umzug zu beendigen?“

„Nein.“

„Was wollt Ihr mit ihm machen alsdann?“

„Ihm Musikunterricht geben.“

Der Bauer brach in ein lärmendes, anhaltendes Gelächter aus. Er schlug die Hände zusammen und warf sich so heftig in den Stuhl zurück, daß er beinahe kopfüber zu Boden gestürzt wäre.

„Ach, du meine Güte!“ rief er. „Meinem